französischen Besitzern dieser Werthe und ob sie es der Regierung werth ist, eine Milliarde an Nationalvermögen dem wirthschaftlichen Regiment der Boeren wieder zu überantworten, d. h. der sicheren Aussicht, sie brach zu legen und schließlich ganz zu verlieren, ist doch zu bezweifeln. Die Regierung handelt sehr gescheit, indem sie mit dem Strome der Volksbegeisterung dem Nöthigen, von Hof und Heimath flüchtigen Boerenpräsidenten alle Theilnahme und alle Ehren erweist, auf die er nur immer nach den Regeln des völkerrechtlichen Verkehrs Anspruch hat. Aber die persönliche und menschliche Antheilnahme an seinem Geschick und die ideale Begeisterung, wenn sie auch einer noch so schönen Sache gilt, bestimmen nicht die Verantwortung für die Wahrung der politischen Interessen, die einer Regierung nur im Hinblick auf das eigene Landeswohl anvertraut sind. Und so lange diese sich nicht mit den Interessen der Boeren und Krüger's decken, glauben wir daher, daß die verständige Regierung Delcassé's und Waldeck-Rousseau's von den Plänen dieser noch sehr weit entfernt ist.

Wenn wir auch nicht jedes Wort in diesen Ausführungen unterschreiben, so enthalten sie doch leider sehr viel Wahres. Auch in Deutschland wird Krüger nicht mehr als höchstens die Zusage erzielen können, daß Deutschland, ebenso wie Frankreich, zwar nicht die Initiative für die Republiken ergreifen, sich aber jeder von anderer Seite ausgehenden annehmbaren Initiative anschließen wird. Daran wird auch die ungeheuchelte, in großen Ovationen sich Luft machende Sympathie nichts ändern, die dem edlen Boerenhelden, der impenirend auch noch im Unglück dasteht, auf seinem Wege durch Deutschland begleiten dürfte.

Vom Kriegsschauplatze.

Aus London, 29. November, wird uns berichtet: Das „Reuter'sche Bureau" meldet aus Helvetiafarm vom 27. November über Smithfield: Die Truppen des Obersten Pilcher, welche unter dem Obercommando des Generals Knox mit der Abtheilung des Obersten Barker zusammen operirten, hatten heute während der Verfolgung Dewet's von Dewetsdorp aus ein kleines Gefecht mit den Boeren. Der Gegner beschoß eine britische Batterie mit einem Fünfzehnpfünder, der bei Dewetsdorp von den Boeren erbeutet worden war. Die Boeren waren augenscheinlich völlig überrascht. Präsident Steijn und Dewet brachen eiligst nach Westen auf. Die Engländer nahmen zwei Wagen mit Lebensmitteln und Kleidern weg, welche zweifellos von Dewetsdorp geraubt worden waren, desgleichen 300 herrenlos herumschweifende Pferde. Die Engländer verloren einen Sergeanten, der fiel, und sechs Mann, die verwundet wurden. Verschiedene verwundete Boeren wurden aufgefunden. Wie gemeldet wird, befindet sich das Lager Dewet's und Steijn's jetzt zwischen den Engländern und der Bahnlinie. Das englische Lager befindet sich 24 Meilen nördlich von Smithfield, wohin, wie berichtet wird, die Boeren zu trecken beabsichtigten. Aber das heutige Gefecht hat anscheinend Dewet's Commando in drei Theile zerrissen. Die Garnison von Smithfield nimmt eine glänzende Stellung auf den nördlichen Kopjes ein. Viele Farmer des Districts haben sich Dewet angeschlossen.

Eine Depesche des Feldmarschalls Roberts aus Johannesburg vom 28. November berichtet über die Vorgänge bei Dewetsdorp folgende Einzelheiten: Die etwa 400 Mann starke Garnison von Dewetsdorp ergab sich mit zwei Geschützen am 23. November den Boeren, nachdem sie 15 Todte und 42 Verwundete gehabt hatten. Die Boeren waren 2500 Mann stark. Eine 1400 Mann starke englische Colonne, die Dewetsdorp zu Hilfe kommen sollte, war nicht zur Zeit eingetroffen. General Knox rückte, nachdem sich seine Truppen mit jener Colonne vereinigt hatten, am 26. November in Dewetsdorp ein. Die Stadt war geräumt, nur 75 Verwundete und Kranke waren dort zurückgeblieben. General Knox verfolgte die Boeren unter Steijn und Dewet und schlug sie gestern bei Vaalbank. Die Boeren zogen sich gegen Westen und Südwesten zurück.

Zur Frage der Ansiedelung der Boeren in Deutsch-Südwestafrika

wird uns aus Brüssel gemeldet: Von der Transvaalgesandtschaft wird versichert, daß sich der Präsident Krüger mit allem Nachdruck dagegen ausgesprochen habe, schon jetzt die Frage zu behandeln, ob ein Theil der Boeren im deutschen Schutzgebiete angesiedelt werden könnte. Vorläufig glaube er noch an die Aufrechterhaltung der beiden Republiken, wenn auch mit beschränkter Selbstständigkeit. Diese Möglichkeit könne nur dann verschwinden, wenn auch die gesammte boerische Bevölkerung beider Republiken verschwunden sei; und dann sei eine Auswanderung der Boeren nicht mehr nöthig.

Kampfeslust der englischen Officiere.

Die Schwierigkeiten, welche die Unterwerfung der britischen Armee in Südafrika bereitet, treten täglich deutlicher hervor. So wird von unterrichteter Londoner Seite mitgetheilt, daß augenblicklich dem Kriegsamt die Gesuche um Rückberufung von 240 Reserveofficieren vorliegen, während seit dem 1. October bereits 122 solcher Gesuche bewilligt wurden.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. November.

Es ist eine leider in allen Parlamenten beobachtete Thatsache, daß bei der Berathung von Gesetzentwürfen, wie überhaupt bei Erörterungen, die voraussichtlich rein sachlich verlaufen, das Interesse der Volksvertreter ein ganz geringes ist. Mögen auch die Berathungsgegenstände für noch so weite Bevölkerungskreise von erheblicher Bedeutung sein, das Haus bleibt leer. Allein wenn „hohe Politik", sei es äußere oder innere, in Frage kommt, wenn zu erwarten ist, daß die Geister heftig aufeinander platzen, dann ändert sich das Bild. Diese Beobachtung konnte man auch seit seiner Wiedereröffnung im deutschen Reichstage machen. Seitdem die Debatten über die China-Vorlage und die 12 000 Mark-Affäre vorüber sind, ist die Zahl der in den Sitzungen anwesenden Parlamentarier so gering, wie in den schlimmsten Zeiten der vorigen Session. Gestern waren bei der ersten Lesung des Gesetzentwurfs über die privaten Versicherungsunternehmungen, die nach einer schleppenden Debatte an eine Commission von 21 Mitgliedern verwiesen wurde, kaum mehr als zwei Dutzend Abgeordnete anwesend. Daran wird man sich, weil es anderwärts auch nicht anders ist, wohl fügen müssen, nicht aber darein, daß es noch schlimmer werde. Und schlimmer würde es werden, wenn der zu der Präsenzziffer im schroffsten Gegensatze stehende Eifer, Initiativ-Anträge einzubringen, bei den Fractionen noch wüchse. Jetzt ist die Zahl solcher Anträge trotz der Begrenzung der Einbringungsfrist auf die ersten zehn Tage der laufenden Tagung bereits auf 59 gestiegen. Würde für jeden der zum Theil sehr umfassenden Initiativanträge nur ein Schwerintag in Anspruch genommen, so würde die Fülle dieser Anträge ausreichen, um sämmtliche Schwerintage zweier langer Sessionen auszufüllen. Die meisten dieser Initiativanträge, von denen naturgemäß der Löwenantheil mit 14 auf die Socialdemokratie entfällt, haben keinerlei Aussicht auf praktischen Erfolg. Bezeichnet doch selbst ein sehr weit links stehendes Blatt einen verrächtlichen Theil derselben als „alte, stets wiederkehrende Lateshüter". Manche, insbesondere die Mehrzahl der von den Socialdemokraten eingebrachten Anträge zielen auch gar nicht auf einen positiven Erfolg hin, bezwecken vielmehr lediglich agitatorische Wirkung außerhalb des Reichstages. Natürlich hat an diesen Agitationsreden, außer den Parteigenossen der Redner, nur selten ein Mensch Interesse und wenn man den Schwall von Broschürenreden über Themata ohne jeden gesetzgeberischen praktischen Zweck über sich ergehen lassen soll, so liegt die Versuchung, sich dieser geistigen Mißhandlung durch Fernbleiben von den Sitzungen zu entziehen, nur allzu nahe. Im eigensten Interesse des Reichstages und der großen und wichtigen praktischen Aufgaben, die seiner harren, liegt es daher, wenn die verschiedenen Parteien sich in Bezug auf Initiativanträge ein ungleich größeres Maß von Selbstbeschränkung auferlegen, als dies jetzt geschieht.

Die „Köln. Volksztg." glaubt den bekannten **„Toleranzantrag" des Centrums durch den Hinweis darauf empfehlen zu können, daß man in der nordamerikanischen Union bereits Alles besitze, was jetzt vom Centrum gefordert werde.** In der That besteht in den Vereinigten Staaten thatsächlich und rechtlich volle Religionsfreiheit; auch dort freilich können die Kirchen nicht vollkommen thun und lassen, was ihnen beliebt: als Corporation unterstehen sie, so betont H. von Holst in seinem „Staatsrecht der Vereinigten Staaten", gleich anderen Corporationen der Gesetzgebungsgewalt der Einzelstaaten, namentlich in vermögensrechtlicher Hinsicht, und sind einer Polizeigewalt unterworfen. Aber dies ändert nichts daran, daß in den Vereinigten Staaten wohl so ziemlich alle die Forderungen erfüllt sind, die der Centrumsantrag erhebt. Warum ein solcher Zustand in der Union erträglich ist, darüber läßt sich H. von Treitschke folgendermaßen vernehmen:

„Das Freiwilligkeitssystem Amerikas behandelt die Sache genau ebenso wie jeden Schachclub und jede Tanzgesellschaft. Die Priester sind vor dem Richter nichts Anderes als beliebige Directoren einer Eisenbahn, ihre Kirchen sind Versammlungssäle wie andere auch; der Staat verlangt dementsprechend auch keinerlei Aufsichtsrecht, läßt sie ganz wie Privatvereine gewähren. Es ist deutlich, wie dies System mit der Staatsauffassung der Amerikaner zusammenhängt. Da dort der Staat mehr eine freie Gesellschaft, als eine zwingende Staatsgewalt ist, so ist die Consequenz, auch die Kirche als freie Privatgenossenschaft zu behandeln, leicht gezogen. Die radicalen englischen Sectirer, welche die Begründer der Union geworden sind, fassen selber die Kirche als einen Privatverein auf. Diese Gedanken lagen gleichsam in der Luft; und als sich das junge neue Staatssystem entwickelte, war die Staatsgewalt in sehr enge Schranken eingepreßt. So mußte das Leben dieses Staates sich in der Gesellschaft vollziehen, in unzähligen Vereinen und Versammlungen freier Bürger. Dem entspricht auch das kirchliche Leben. Wo Alles durch freie Privatvereine besorgt wird, kann auch die Kirche diese Stelle einnehmen."

Darf daher unbedenklich zugegeben werden, daß das Freiwilligkeitssystem in Amerika am Platze ist, so darf mit größter Bestimmtheit die Empfehlung der Nachahmung dieses Systems für Europa als der schärfste Widerspruch gegen eine uralte geschichtliche Entwicklung zurückgewiesen werden. Durchaus zutreffend schreibt H. von Treitschke in dieser Beziehung: „Daran erkennt man den wirklich politischen Kopf, daß er nicht in das historische Leben hineindenkt, sondern aus ihm heraus; er sucht aus der lebendigen Thatenfülle sich eine Theorie zu gestalten. Wer so verfährt, wird es für eine reine Doctrin halten, unsere alte europäische Kirche wie einen beliebigen Club zu behandeln; und wenn man versuchte, sie so niedrig zu stellen, so würde sich das rächen, namentlich an der römischen Kirche, die wesentlich auf innere Macht gerichtet ist." — So weit geht der „Toleranzantrag" des Centrums allerdings nicht, daß er die volle Nachahmung des Freiwilligkeitssystems empfiehlt. Vielmehr beschränkt dieser Antrag sich darauf, dem Staate alle die Pflichten in Bezug auf Dotation der Kirche und den besonderen Rechtsschutz ihrer Diener zu lassen, die hieraus sich ergebenden Rechte aber dem Staate zu nehmen. Gerade darum kennzeichnet sich der „Toleranzantrag" des Centrums als das unverfälschte Werk ultramontanen Geistes. Wer nicht in ultramontaner Denkweise befangen ist, muß sagen: Giebt der Staat der Kirche Privilegien, indem er ihren Gotteshäusern einen öffentlichen Frieden gewährt, sie dotirt und ihre Diener theilweise als öffentliche Beamte betrachtet, dann hat der Staat dafür Aufsichtsrechte über die Kirche zu verlangen. „Nicht aus Furcht", sagt H. von Treitschke sehr richtig, „sondern aus der Achtung, die ein Culturstaat der Kirche zu erweisen hat, erklärt es sich daß der Staat sich dieses Recht nicht nehmen lassen darf". — Die Entreißung eines so wohlbegründeten Rechtes bezeichnet das führende Centrumsorgan als eine Aufgabe, die fortan im Mittelpuncte der politischen Action des Centrums stehen werde. Uns soll das recht sein! Denn jene Agitation wird nicht nur das gesammte, politisch thätige, nichtklerikale Bürgerthum zur Vertheidigung der staatlichen Kirchenhoheit auf die Schanzen rufen, sondern auch der großen Schaar der politisch Gleichgiltigen die Augen über die klerikale Gefahr öffnen.

Auch in **Belgien** macht der Klerikalismus energische Versuche, die Armee mit seinem Geiste zu durchdringen. Das zeigt wieder der Fall des Generalleutnants de Tilly. Dieser intelligente und gebildete Officier, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hatte, so wird der „Frkf. Ztg." aus Brüssel geschrieben, als Commandant der Kriegsschule die Kühnheit besessen, sich, obgleich gläubiger Katholik, in keine klerikale Camarilla einzulassen und bei Besetzung der Stellen, wo er Einfluß hatte, nur die persönliche Tüchtigkeit zu berücksichtigen. Nun haben die Klerikalen natürlich ein Interesse daran, der Kriegsschule ihren Geist einzuimpfen, damit die fortschreitende Klerikalisirung des Officierscorps bald eine vollendete Thatsache wäre. Vor Allem hatten aber auch die aristokratischen Familien den Wunsch, die Kriegsschule ganz unter ihren Einfluß zu bringen, auf daß nicht persönliche Tüchtigkeit, sondern Geburt und Beziehungen auf die Beförderung einwirken. Alles dies legt General von Tilly in einer gegen den Kriegsminister Cousebant d'Allemade gerichteten Schrift auseinander, in welcher er diese Umstände für seine Amtsenthebung verantwortlich macht. Für den Geist der Exclusivität, der auch im belgischen Officierscorps um sich greift und für die aristokratisch verbohrte Beschränktheit der leitenden Kreise ist auch der Umstand charakteristisch, daß man neulich die Centralschule für Unterofficiere hat eingehen lassen und sie durch eine — Cadettenschule ersetzt hat. An dieser Cadettenschule werden nicht einmal die Söhne ehemaliger Officiere zugelassen, und zwar unter dem Vorwand, daß man nicht genug Einfluß auf ihre Eltern besitze. Der Fall Tilly erregt ungeheures Aufsehen und wird demnächst in der Kammer zur Sprache kommen; für die Liberalen wird es ein günstiger Anlaß sein, zu zeigen, daß die klerikale Mißwirthschaft zu nichts Anderem führen kann, als zum Siege der Socialdemokratie, die so schon, wie aus einer hinterlassenen Schrift des verstorbenen Kriegsministers, Generals Cousebant d'Allemade, hervorgeht, in der Armee derart dominirt, daß diese gegenüber einem inneren Feinde nicht mehr als zuverlässig angesehen werden kann.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 29. November. (Militärärztliches.) Seit Einführung der Oberstabsarzt-Prüfung hat bekanntlich die wissenschaftliche Vorbildung der Mediciner eine ganz wesentliche Erweiterung erfahren. Auch die Fortbildung der Militärärzte ist durch die eingeführten militärärztlichen Fortbildungscurse und durch die Commandirung junger Militärärzte zu Kliniken und anderen wissenschaftlichen Instituten nach jeder Richtung hin gewährleistet. Unter diesen Umständen sind die maßgebenden Kreise der Meinung, daß ein Fortfall der militärärztlichen Prüfung eintreten könne. Dies werde, da mancher Civilarzt den Uebertritt in das active Sanitätscorps der Prüfung wegen vermeide, günstig auf eine Vermehrung der Zahl der Uebertretenden wirken. Vorbedingung für diese Maßnahme sei allerdings eine Vermehrung der Zahl der zu den Fortbildungscursen zu commandirenden Stabsärzte um 30 und die Verlängerung der Fortbildungscurse in Berlin von 3 auf 4 Wochen. Weiter sollen die Assistentenstellen im Charité-Krankenhause vorzugsweise mit commandirten Unterärzten den militärischen Anforderungen entsprechend geleitet werden kann und weil die wissenschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen, welche die Stabsärzte während ihrer Zutheilung zur Charité zu sammeln Gelegenheit haben, für das gesundheitliche Interesse des Heeres von höchster Bedeutung sind. Diese Assistentenstellen werden mit Stabsärzten der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen besetzt.

* **Berlin**, 26. November. (Arbeiterbewegung.) Wegen der sinkenden Conjunctur in der Berliner Industrie und der damit verbundenen Steigerung der Zahl der Arbeitslosen ist unter den hiesigen Gewerkschaften die Parole ausgegeben worden, vorläufig Angriffsstreiks möglichst zu vermeiden und sich mit Abwehrausständen zu begnügen. Angriffsstreiks werden aus allgemeinen öffentlichen Arbeitergeldern nicht unterstützt und müssen aus eigenen Gewerkschaftsmitteln bestritten werden. Kleinere geplante Bewegungen erstrecken sich in der Hauptsache auf Verkürzung der Arbeitszeit, Beseitigung der Ueberzeitarbeit und theilweise auch auf genaue Festlegung und Präcisirung bereits vorhandener Löhne und Arbeitsverhältnisse, wie es z. B. im Baugewerbe der Fall ist. — Die Gewerkschaftsleitung der Buchbinder gab in einer öffentlichen Versammlung die Abrechnung aus dem vergangenen Generalstreik bekannt. Obzwar der Ausstand nur zwei Wochen währte, betrugen die Ausgaben nicht weniger als 28 595 ℳ 56 ₰, welchen Einnahmen von 31 937 ℳ gegenüber stehen, so daß ein Ueberschuß von 3342 ℳ 40 ₰ verbleibt. — Die Glasschleifer Berlins befinden sich in einer Bewegung zwecks genauer. Festlegung ihrer Accordlöhne und haben bereits dem Bund der Berliner Glasschleifereibesitzer einen dahingehenden Lohntarif vorgelegt. — Der Ausstand im Fuhrwesen Berlins ist beendet. Wie die Lohncommission berichtet, haben die Ausständigen im Allgemeinen eine Aufbesserung ihrer Löhne erzielt. Doch ist die hauptsächliche Forderung, Einführung fester Löhne ohne Rücksicht auf die bisher üblichen Trinkgelder, nur in sehr geringem Umfange zur Anerkennung gelangt. Die bisherige Handhabung, daß die Kutscher von der Anzahl der geleisteten Fuhren abhängig sind, blieb bestehen.

— Wie die „Köln. Volksztg." zufällig erfährt, ist der Plan des Kaisers, am 18. Januar 1901 die Feier des 200jährigen Bestehens des preußischen Königreichs in Königsberg festlich zu begehen und insbesondere dazu auch den preußischen Landtag einzuladen, jetzt fallen gelassen worden.

— **Eine Reise des Kronprinzen an den englischen Hof** soll nach der Meldung eines Londoner Blattes für den nächsten Monat geplant sein. Der Mittheilung zufolge würde der Kronprinz wahrscheinlich in der zweiten Decemberwoche der Königin Victoria und dem Prinzenpaare von Wales einen streng privaten kurzen Familienbesuch abstatten. Alsdann dürfte ihn die Königin mit dem Hosenbandorden decoriren.

— Vor der heutigen Plenarsitzung des **Bundesraths** beriethen die vereinigten Ausschüsse für Handel und Verkehr und für Justizwesen, sowie die vereinigten Ausschüsse für Rechnungswesen und für Eisenbahnen, Post und Telegraphen.

— Die Behauptung der „Corr. d. Schutzg. gegen agrar. Uebergriffe", in conservativen Kreisen würden der Staatssekretär des Reichsmarineamts von Tirpitz und der Chef des Marinecabinets Freiherr von Senden-Bibran als diejenigen Persönlichkeiten genannt, welche den Kaiser öfters fälschlich unterrichteten, wird von dem Hauptorgan des Bundes der Landwirthe als Flunkerei bezeichnet; in conservativen Kreisen wisse man, daß diese Herren nicht gemeint sein könnten. Das ist glaubhaft; aber es wäre doch nun wirklich an der Zeit, etwas deutlicher zu werden.

— Das Verhalten der 1. Feld-Haubitzbatterie in China hat die volle Anerkennung des Kaisers gefunden. Wie die „Kreuzztg." vernimmt, hat der Kaiser an den Generalinspecteur der Fußartillerie General der Artillerie Edler v. d. Planitz folgendes Telegramm gerichtet:

„Ich habe auf Vorschlag des General-Leutnants v. Lessel Hauptmann Kremkow von der schweren Feldhaubitz-Abtheilung den Orden pour le mérite verliehen. Ich freue Mich, daß die Fußartillerie sich so hervorragend hat bewähren können, daß Ich einem ihrer Officiere vor dem Feinde diese schönste Auszeichnung eines Soldaten verleihen konnte. Möge dies ein weiterer Ansporn zu steter Thätigkeit für die gesammte Waffe sein. gez. Wilhelm R."

Es haben nunmehr für ihr Verhalten vor dem Feinde 3 Officiere den Orden pour le mérite erhalten: Capitän Lans, der Commandeur des „Iltis", für sein Verhalten vor den Takuforts; Graf Soden, der Vertheidiger der Gesandtschaft in Peking, und Hauptmann Kremkow für sein Verhalten vor den Peitangforts.

— Der zum Nachfolger des Fürsten Münster von Derneburg auf dem Botschafterposten in Paris ernannte Botschafter in Petersburg, Fürst von Radolin, der seit dem 4. Mai 1895 das deutsche Reich beim Petersburger Hof vertreten hat, entstammt einem alten polnischen Geschlecht. Am 1. April 1841 geboren, widmete er sich früh der diplomatischen Laufbahn und war namentlich längere Zeit unter dem Grafen Hatzfeld als Botschaftsrath in Konstantinopel thätig. Kurze Zeit war Fürst Radolin preußischer Gesandter in Weimar. Im Jahre 1883 übernahm er die Geschäfte eines Hofmarschalls des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und wurde später Oberhof- und Hausmarschall des Kaisers Friedrich, der ihn in Anerkennung seiner Verdienste in den erblichen Fürstenstand erhob. Nach dem Tode des Kaisers Friedrich legte er seine Hofämter nieder. Vom Kaiser Wilhelm II. erbielt er den Auftrag, dem Sultan seine Thronbesteigung anzuzeigen. Im Sommer 1892 wurde Fürst Radolin zum Botschafter bei der Hohen Pforte ernannt, wo er bis zu seiner Versetzung nach Petersburg verblieb. — In den „B. N. N." findet sich im Anschluß an diese Personalnotiz folgende ergötzliche Bemerkung: „Der „Local-Anzeiger", der mit Vorliebe das Gras wachsen hört und heute Morgen seinen Lesern den Staatssekretär von Richthofen im Conterfei als den „berühmten Gelehrten Professor v. Richthofen" vorstellt, hat auch schon einen Nachfolger für den Fürsten Radolin erfunden. Er schreibt:

„In politischen Kreisen wird unter den Persönlichkeiten, die für die Nachfolge des Fürsten Radolin auf dem Petersburger Posten in Betracht kommen, Fürst Herbert Bismarck genannt."

„Politische Kreise sind das ganz gewiß nicht. Denn diese müßten wissen, daß dem Fürsten Herbert Bismarck der Wunsch nach Rückkehr in den Staatsdienst völlig fern liegt."

„Das werde ich auch gleich thun. Wenn es Ihnen nicht allzusehr zuwider ist, mich ohne Cigarre zu sehen, möchte ich deren Genuß noch etwas aufschieben."

„Wie finden Sie das Aussehen Ihrer Frau Mutter?" fragte Winfriede, um das Gespräch von einer gewissen, ihr widerstrebenden Richtung abzulenken. „Sie hat sehr bedauert, daß Sie in diesem Sommer nicht zu Besuch kamen. Sie schien darunter geradezu zu leiden."

„Jetzt wollen wir aber nicht von meiner Mutter sprechen", entgegnete Klaus leise lachend.

„Nein? Wovon denn?" fragte sie.

„Von Ihnen."

„Von mir? Ach, bitte, thun Sie das lieber nicht."

„Aber ich muß ja von Ihnen sprechen", sagte er, noch immer in übermüthigster Laune. Gleich darauf aber fuhr er ernst fort: „Wenn ich noch länger schwiege, so müßten Sie nach Allem, was zwischen uns vorgefallen ist, das so deuten, als hätte ich mittlerweile meinen Sinn geändert, oder mir wäre etwas dem Aehnliches, gleich Schreckliches zugestoßen. Daher muß ich jetzt sprechen, und Sie müssen die Güte haben, mich anzuhören."

Damit ergriff er eine ihrer Hände und legte ruhig seinen freien Arm um ihre Gestalt, als wollte er von ihr Besitz ergreifen.

„Bitte, lassen Sie das. Ich bitte in Ihrem allereigensten Interesse. Reißen Sie diese Gedanken aus Ihrem Herzen, und sprechen Sie nicht erst davon, Klaus!"

Aber so leicht ließ er sich nicht abweisen. In Zeiten vermochte er jeden Widerstand zu beugen, zu ersticken, und dabei doch eine ritterliche Anmuth und Höflichkeit mit der Siegesgewißheit zu verbinden, welche ihn sehr gut kleidete, und welche Frauen fast stets unwiderstehlich wird.

So war er auch jetzt, zart und leidenschaftlich, aber ohne jede nervöse Hast eines Liebegirrenden; nur die Kraft und das Bewußtsein ernsten Minnewerbens sprach aus ihm.

„In meinem Interesse bitten Sie?" fragte er zurück. „Aber ich kann es Ihnen nicht einräumen, sich als unfehlbare Autorität aufwerfen und entscheiden zu wollen, was für mich gut ist und was schlecht. Ich will diese Frage mit Ihnen ganz nach Belieben bis ins Kleinste erörtern, aber wir verlassen die Terrasse nicht eher, als bis ich alle Ihre Gründe gehört und beantwortet habe."

„Das können Sie gar nicht."

„Wollen doch sehen. Ist es vielleicht noch zu zeitig für mich, zu werben?"

„Oh! das ist's nicht, glauben Sie mir, das ist es nicht. Gäbe es keine unbezwinglichen Gründe, daß Ihre Wünsche unerfüllt bleiben müssen, und Sie verlangten, ich sollte nächste Woche Ihr Weib werden, ich würde Ja sagen."

„Gut, das werde ich mir merken und gelegentlich darauf zurückkommen", rief er erfreut, während Winfriede heftig erröthete, sich so gegen ihre Absicht verrathen zu haben. „Ich kenne jetzt alle Ihre Geheimnisse und kann darin keine Gründe gegen die Erfüllung meines Herzenswunsches finden."

„Sie können nimmermehr Alles wissen, sonst dürften Sie kaum mehr achtungsvoll von mir denken."

„Aber, Winfriede, wie können Sie nur so etwas Häßliches aussprechen. Sie kennen mein Herz nur wenig. In dieser Angelegenheit halte ich mich selbst für den besten Richter. Sie berührt mein Lebensglück und alle meine Hoffnungen viel tiefer, als Sie glauben. Ich liebe Sie viel zu ernst und zu herzlich, als daß ich es erlauben sollte, daß Scheinhindernisse sich zwischen uns aufbauen. Ist noch etwas mir unbekannt, von dem Sie glauben, es müßte meine Liebe tödten, dann sagen Sie mir, was es ist. Um dieses große Opfer muß ich Sie schon bitten."

So sehr sich Winfriede sträubte, Klaus bestand auf seiner Bitte. Klopfenden Herzens sagte sie:

„Es ist nicht allein, daß ich das Weib eines Mannes, wie Reginald war, was eine unüberwindliche Schranke zwischen uns aufwirft, sondern daß er mich zwang, seinen Anschlägen auf die Börsen Anderer, wiewohl unwissentlich, Vorschub zu leisten, indem er mich als Lockvogel für seine Spielhölle verwandte, und daß demzufolge außer Lord Algy vielleicht keiner seiner Spielcumpane mich für seine Frau, sondern für etwas Niedrigeres gehalten hat."

Ihr Haupt sank immer tiefer, ihre Worte wurden immer leiser vor Scham bei dem Gedanken, in wessen Ohren sie diese Beichte ablegte.

„Aber jetzt zog Klaus sie zärtlich an seine Brust und flüsterte: „Eines nur, Winfriede: Sage mir, daß Du mich nicht liebst. Aber Du lügst das Köpfchen hängen, Du vermagst nicht zu lügen. So sprich doch!"

„Ach, Klaus! Wenn ich Dich nicht so sehr liebte, zu sehr, um Dir zu erlauben, Dich an eine in den Augen der Welt so zweifelhaft dastehende Frau zu fesseln, wo hätte ich dann den Muth hergenommen, Dir selbst das Alles zu sagen. Du weißt, daß ich Dich liebe. Ich habe Dir's schon an jenem schrecklichen Tage in Kensington gestanden, daß ich Dich mit Herz und Seele liebe. Aber, nun laß mich gehen, aus Mitleid, Klaus!"

„Es wäre Verrath an Deinem Gewissen, wollte ich sagen, was Du erlebt hast, zeige nicht schwer in meinen Augen", rief Klaus. „Aber weil Du so lange, und immer allein über Deine Erlebnisse nachgedacht hast, siehst Du Alles in falschem Lichte. Schon durch die Art und Weise, wie unsere Verbindung den Leuten zur Kenntniß gebracht werden wird, erfährt alle Welt, daß Du des Sir Reginald Denison gesetzlich angetraute Gattin warst, und damit ist Dein schwerstwiegender Hinderungsgrund hinfällig geworden. Viele Frauen folgen, wenn auch traurig und brechenden Herzens, ihren Männern durch viel tieferen Schmutz, ohne die Kraft zu besitzen und den von reinen Gefühlen beseelten Muth zu finden, sich aus so schmachvollem Zwange zu befreien. Du bist durch ein solches Fegefeuer gegangen, und nur um so edler, geläuterter und seelisch schöner daraus hervorgegangen. Sieh' auf zu mir, geliebtes Weib, und sage mir, daß ich nicht vergeblich werbe."

Winfriede schaute auf zu seinen Augen, aus denen ihr seine unverminderte Liebe zu ihr entgegenstrahlte. Dichter schloß sie sich an ihn an, und als er sich jetzt über sie beugte und sie küßte, erwiderte sie seine Küsse herzlich und feurig.

„Nur mein Herz willigt ein, nicht mein Verstand", flüsterte sie, sich überwunden gebend.

„Um so besser, dann wird es ein Herzensbund und keine Verstandesheirath", rief Klaus froh. „Sag', daß Du mich liebst, und mit Dein ganzes, schönes, reines Selbst schenkst, Du Schönste auf der Welt", setzte er leidenschaftlich hinzu.

„Wenn die Liebe einer Frau Dich das Opfer vergessen lassen kann, das Du ihr bringst, so soll es meine Liebe thun."

„Dann also nächste Woche", scherzte Klaus. „Du selbst hast es gesagt."

„Erinnere mich nicht mehr daran, wie ich mich vorhin verrathen habe", bat sie erröthend.

„Gewiß nicht, aber ganz im Ernst, Winfriede, warum sollen wir unser Glück weiter hinausschieben?"

Herzlich entgegnete sie: „Ich bin die Deine, Klaus, wie Lady Falk und Du entscheidest, so soll's geschehen. Und nun komm' zu Deiner und meiner Mutter."

Auf den ersten Blick erfaß Lady Falk, daß ihr Sohn den Widerstand seiner Angebeteten glücklich besiegt hatte.

„Glen-Orloch beherbergte nie eine schönere Blume", sagte sie, Winfriedens von eingestandener Liebe verschöntes Gesicht herzlich küssend.

Ihre Verbindung fand zu Anfang des folgenden Jahres statt. Lord und Lady Pole waren die einzigen Hochzeitsgäste.

Zwischen der Gräfin und Maclean's Frau besteht eine große Freundschaft, deren Herzlichkeit von Jahr zu Jahr zunimmt. Das junge Ehepaar zeigt sich nur selten in der Gesellschaft. Die Welt kennt die Beiden fast nur aus ihren Bildern. Seit seine Frau ihren Lehrer in der Landschaftsmalerei überflügelt hat, ist er nebenbei wieder zur Porträtmalerei zurückgekehrt, muß sich aber selbst eingestehen, daß sein Meisterwerk die „Helena von Troja" bleiben wird.